

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 10

Artikel: Eindrücke von einem Aufenthalt in England
Autor: Rupli, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tanz, Gesang experimentiert, um das Wachstum der Pflanzen zu stimulieren. Er habe sogar experimentell die Wirkung «stiller Gebete» untersucht. Die Versuchsanordnung sei so gewesen, daß die betende Person, die nahe bei den Pflanzen stand, mit geschlossenen Augen und lautlos für ein gutes Wachstum der Pflanzen gebetet habe. «Die Gedankenwellen des Betenden wurden mit größter Konzentration für die kurze Zeit von fünf Minuten auf die Versuchspflanze gerichtet. Dieser Vorgang wurde von Tag zu Tag wiederholt, und die Messungen wurden wöchentlich vorgenommen.» Sie ergaben, daß die Versuchspflanzen um 30 bis 40 Prozent mehr gewachsen seien als Pflanzen, für die nicht gebetet worden war. Es sei ihm sogar gelungen, behauptete Singh, Pflanzen mit Insektenpest durch stille Gebete zu kurieren. Erstaunt verläßt man Dr. Singh und die Annamalia-Universität und das greise Chidambaram voller frühdravidischer Tempel mit der unbeantworteten Frage, was die vielbesprochene Synthese zwischen westlichem und indischem Gedankengut eigentlich sein könnte.

Eindrücke von einem Aufenthalt in England

WALTHER RUPLI

Englisch — Weltsprache der Geschichtsschreibung

Der Historiker, ja der geschichtlich denkende und interessierte Zeitgenosse überhaupt, der sich anschickt, das Phänomen «England» in seinen Gesichtskreis einzubauen, findet sich auf die mannigfachste Weise mit seinem Gegenstand verbunden, bevor er nur je einen Fuß auf englischen Boden gesetzt hat. Kein weltpolitischer Schauplatz der Gegenwart, auf welchem er nicht die englische Diplomatie als (oft behutsamen) Akteur erblickt. Kein großes Thema und Bild neuzeitlicher Geschichte, in welches nicht auch Fäden der englischen Geschichte hineinverwoben sind: Solcher Beziehungen wurde sich der Betrachter zu allen Zeiten bewußt. Heute aber ist eine neue hinzugetreten, die den Geschichtsforscher noch enger in die englische Welt einzieht: das Medium der englischen Sprache, welche zum globalen Verständigungsmittel geworden ist. Das ist durchaus noch nicht seit langem der Fall. Noch vor einem Vierteljahrhundert, wenn die Mittelschüler den Wert der verschiedenen Sprachen gegen-

einander abwogen, zählte neben dem Französischen vor allem das Griechische für den werdenden Historiker. Wohl war das Englische den Angehörigen kommerzieller und technischer Berufe schon unentbehrlich für die Berufsausübung in der halben Welt; und es begann auch für die Naturwissenschaften das Instrument internationaler Verständigung zu werden. Allein im geisteswissenschaftlichen Bereich dominierte es keineswegs. Das Deutsche und das Französische waren mehr als ebenbürtig. Am internationalen Historikerkongreß von 1938 in Zürich zum Beispiel stand das Englische als Verhandlungssprache durchaus im Hintergrund. Und umgekehrt nahmen die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften in England selbst einen ausgezeichneten Rang ein: Man stellt dies sehr beeindruckt fest, wenn man an den kilometerlangen Regalen der Universitätsbibliothek von Cambridge entlangwandert; unter den nahezu zwei Millionen Bänden, die man sich frei von den Gestellen nehmen darf, ist an ausländischem Schrifttum vor allem die ältere deutsche Geschichtsliteratur hervorragend vertreten. — Aber seit den Weltkriegen, besonders seit 1945, ist auf diesem Gebiet ein einschneidender Wandel eingetreten. Die wachsende Bedeutung des Englischen und die mindestens vorübergehende Abwertung des Deutschen — übrigens auch des Französischen — sind reziprok. Es ist eine bekannte historische Tatsache, daß Sprache und Begriffswelt des Siegers sich durchsetzen. So wird denn im Versailler Friedensvertrag, erstmals in der modernen Geschichte, das Englische die dem Französischen gleichberechtigte Vertragssprache. Seither ist seine Bedeutung fortwährend gestiegen. Aber es ist nicht der zweimalige militärische Sieg der Westmächte allein, der dem Englischen Weltgeltung verschaffte. Hinzu kommt die Internationalisierung der Politik und der Wirtschaft, die eine Weltsprache geradezu voraussetzt. Und wenn in Wort und Schrift der internationalen Organisationen nun eben das Englische vorherrscht, dann, neben andern Gründen, wohl auch deshalb, weil diese Organisationen geistig vorwiegend vom Angelsachsentum getragen werden. — Zu der geschilderten Situation kommen noch zwei weitere Umstände. Zunächst die Emigration deutscher Wissenschaftler nach Amerika, eine Folge der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und Österreich. Diese Forscher schreiben heute größtenteils englisch und werden nur zum kleineren Teil ins Deutsche zurückübersetzt. Wie paradox das dann eigentlich ist, zeigt etwa das Beispiel des Historikers Golo Mann: Der Sohn Thomas Manns ist dem deutschen Leser teilweise nur durch rückübersetzte Werke bekannt! — Das andere Faktum — auch eine Folge der Kriege und nicht zuletzt wohl gerade der Emigration — ist die vermehrte Beschäftigung der Angelsachsen mit europäischer Geschichte und abendländischem Geistesleben. Eines der Hauptwerke aus der jüngeren Literatur über Friedrich den Großen beispielsweise stammt von dem Engländer Gooch. Die Amerikaner ihrerseits haben nicht nur die sechste Flotte im Mittelmeer stationiert, sondern unterhalten hier auch eine Reihe sehr aktiver Forschungsstationen. Von den Hunderten von Publikatio-

nen über die Schriftrollen vom Toten Meer stammt die überwiegende Mehrzahl aus angelsächsischen Federn. — Dies sind die Tatsachen, die der Historiker in Rechnung zu stellen hat: die weitgehende Anglisierung der internationalen Politik und die enge und eben verhältnismäßig junge Verflechtung all unserer sozialwissenschaftlichen Zweige mit dem angelsächsischen Sprach- und Kulturbereich. Und die Bilanz: Das Studium der modernen Weltgeschichte ist ohne die Kenntnis der englischen Sprache so unmöglich wie die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte ohne die Kenntnis des Lateins. Und so war es denn auch fast ausschließlich die englische Sprache, mit der am internationalen Historikerkongreß in Stockholm, 1960, die Forscher sich verständigten.

Provinz

Indem wir uns den Weg überlegen, der uns im Rückblick nochmals durch einige Bereiche des englischen Lebens führen soll, mögen wir uns des Rats erinnern, den der Historiker Sir Ernest Barker seinen Cambridger Studenten zu geben pflegte. Um ihnen drei Hauptinstitutionen des englischen öffentlichen Lebens anschaulich zu machen, empfahl er ihnen, beim Londoner Bahnhof Liverpool Street das Oberdeck eines Busses der Linie 11 zu besteigen, durch die City, vorbei an der *Börse* und den *Law Courts*, nach *Westminster*, dem Sitz des Parlaments und der Regierung, zu fahren und sich die Funktion dieser drei Einrichtungen im sozialen Organismus zu vergegenwärtigen. Der Rat ist nicht nur sehr brauchbar, abgesehen davon, daß die genannte Wegstrecke durch das Londoner Zentrum auch noch andere Wahrzeichen Englands berührt, — er ist überdies typisch für den Engländer: Der rote Faden, der ihn immer wieder sicher durch die Welt der Erscheinungen leitet, ist die Anschauung, die Auseinandersetzung mit dem Gegenständlichen, das Empirisch-an-eine-Sache-Herantreten. Indem er auf die Dinge hört, vermag er auch immer wieder deren innere Beziehungen erstaunlich klar zu erfassen.

Doch wollen wir nun nicht mitten in der City beginnen. Unser Weg führte uns über den Kanal, von Dieppe nach Newhaven, vorbei an weißen Kreidefelsen der Südküste, die uns den Namen «Albion» volksetymologisch als «weiße Insel» deuten lassen. Hunderte und aber Hunderte von Heimkehrern aus kontinentalen Ferien hielten unser Schiff bis auf den letzten Fleck besetzt. Physiognomie und Kleidung wiesen sie als Vertreter aller sozialen Schichten aus, und wir sahen im voraus bestätigt, was später, anlässlich des großen Dockerstreiks in Liverpool, die Rede eines Gewerkschafters in programmatischer Form ausdrückte: Ferien auf dem Kontinent gehören — neben Auto, Fernsehapparat und Kühlschrank — zu den Kardinalforderungen, die im heutigen England auch der Arbeiter ans Leben stellt. Der Kampf um ihre Erfüllung stellt einen Hauptaspekt der «Sozialen Frage» dar, wie sie sich heute

drüben darbietet. — In Newhaven landet man mitten in der Provinz. Hätte nicht ein Großaufgebot von Zollbeamten Ihrer Majestät in feierlichem Schwarz die Scharen der Heimkehrer erwartet, man hätte geglaubt, sich durch ein Hintertürchen ins Land zu stellen. Es waren unser wenige, die nicht gleich der Hauptstadt zustrebten; und so fanden wir uns alsbald uns selbst und einem provinziellen Sonntag überlassen: ein paar Schuppen; einige, wie uns vorkam, unendlich kleine Häuschen; Gärtchen mit Gartenzwergen; keine Seele; an einer Ecke ein merkwürdigerweise offener Spezereiladen. Durch diese Landschaft brauste dann plötzlich der Heimkehrerexpress nach London, hinter Schranken beinahe exterritorial, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, die wir glaubten auf dem Kontinent zurückgelassen zu haben. Schließlich kam einer jener schwerfälligen zweistöckigen Busse, die nicht nur in London, sondern im ganzen Land verkehren, und brachte uns hinüber ins benachbarte Brighton. Dies war der Start. — Später hat sich uns dann dieses erste Bild des «geheiligten» englischen Sonntags wesentlich gewandelt. Zwar kann man auf dem Land, und besonders in Schottland, in Zonen einer puritanischen Sonntagsruhe geraten, welche die Zeit scheinbar stillestehen läßt. Die öffentlichen Transportmittel verkehren ja nur mit einem Bruchteil ihrer werktäglichen Dichte. Und bekanntlich sind größere Sportanlässe immer noch untersagt. Dafür ergießen sich dann Millionen und Millionen von Inländern in ihren privaten Wagen an die Küste, das Netz der Hauptstraßen einem unbeschreiblichen Verkehrschaos aussetzend. Und der Engländer, der zu Hause bleibt, verbringt seinen Sonntagnachmittag mit höchst werktäglichen Dingen: Er schneidet seinen Rasen, er tapeziert sein Zimmer, streicht seine Gartenmöbel oder flickt seinen alten Austin. Ein Fünftel aller Engländer spart sich ja den teuren Handwerker im Zeichen der Bewegung «do it yourself»! Daß gerade der Sonntag für derartige Arbeiten verwendet wird, kommt vielleicht aus einer gewissen gewohnheitsmäßigen Gleichschaltung des Sonntags mit dem ebenfalls freien Samstag. Auch laufen ja viele Industrien übers Wochenende auf vollen Touren. So wird vor allem von der Wirtschaft her die Überlieferung des «geheiligten» Sonntags in Frage gestellt, die man östlichenorts auf obrigkeitlichen Befehl preisgeben muß. Das ist nur ein Symptom neben andern, daß auch die freiheitlich organisierte Gesellschaft, wo sie von den Lebensbedingungen großer Massen bestimmt wird, der Tendenz zur Uniformität und Verflachung ausgesetzt ist. Es droht uns durchaus nicht nur die Planung von oben!

Es ist vorhin von der Provinz die Rede gewesen. Provinzelle Atmosphäre ist besonders typisch für England. Sie dringt wie eine Welle vom Lande her in die Städte, kleine und große, selbst in die Vorstädte von London, und macht eigentlich erst vor der City und draußen im Land nur vor wenigen städtischen Eilanden, zum Beispiel vor Cambridge und Oxford, halt. Worin sie eigentlich besteht, ist schwer auszudrücken. Im Mangel an politischem oder wirtschaftlichem Leben wohl nicht; denn die Dezentralisation ist ausgeprägt, und hinter

den Kulissen arbeitet eine regsame und differenzierte Lokalverwaltung in Dutzenden von Zentren des Landes. Aber eben: *hinter* den Kulissen! Und diese Kulissen sind unscheinbar und lassen in keiner Weise erkennen, was hinter ihnen vorgeht. Das öffentliche Leben des Engländers findet eben kaum seinen adäquaten Ausdruck in einem repräsentativen Baugedanken. Kein Zeitalter und keine gesellschaftliche Schicht hat sich im Städtebau wirklich selbst ausgedrückt. So finden wir in den Städten im allgemeinen auch keine Gesamtstruktur. Wir finden sie hier ebensowenig wie in dem großartigen, aber eigenartig komplexen Bau des Staates und des Reiches, den kein Staatsrechtler auf eine eindeutige Formel bringen könnte. Kein europäisches Land ist zwar so verstädtert wie England, aber keine kontinentale Stadt mutet so kleinbürgerlich-provinziell an wie die englische. Das wundert einen kaum bei den riesigen Agglomerationen, die das Industriezeitalter geschaffen hat. Die fünf größten Städte nach London sind ja alle erst im 19. Jahrhundert entstanden. Ein Sonderfall in der Geschichte des europäischen Städtewesens! Hier, wo keine Tradition vorhanden ist, werden wir auch nicht die Seele des Landes suchen. Das Phänomen beunruhigt mehr in alten Plätzen wie Lincoln oder Canterbury. Unwillkürlich stellen sich Vergleiche ein: Ulm, Basel, Freiburg, Como, Verona, um willkürlich einige zu nennen; diese alle haben ein unverwechselbares Gesicht. Englische Städte scheinen dagegen oft zum Verwechseln ähnlich, wenn nicht gerade eine besondere topographische Lage oder eine Kathedrale sie charakterisiert. Das mag davon herrühren, daß der englischen Stadt die Vielfalt der sozialen Faktoren fehlt, welche die städtische Entwicklung auf dem Kontinent, besonders in Deutschland und Italien, bestimmten. Die aristokratisch-agrarische Gesellschaft des Mittelalters ließ außer in London und einigen Küstenplätzen keine selbstbewußten freien Handelsstädte aufkommen. Mit dem mittelalterlichen Großbürgertum jedoch fehlte ein wesentlicher städtebaulicher Impuls. Nicht einmal Stadtmauern waren in der Regel nötig, da städtische Bürgerschaften eine sekundäre politische Rolle spielten. Wo aber die Anziehungskraft einer großbürgerlichen Stadtkultur nicht vorhanden war, da konnte die Aristokratie ihre Wohnsitze auf dem Land ruhig beibehalten. Und so bilden denn bis heute die vornehmen Adelssitze einen der charmantesten und wirklich unverwechselbaren Züge der englischen Landschaft. Aber eben: für die Stadt fiel auch das aristokratische Element dahin. Das 17. und 18. Jahrhundert, die baufreudigste Epoche des festländischen Adels, sind an der englischen Stadt fast spurlos vorübergegangen. Und schließlich vermochte auch das Königtum, vom Parlament rechtzeitig an Ketten gelegt, die Idee seiner beschränkten Macht nicht mehr architektonisch zu versinnbildlichen. London ist von der Monarchie baulich in keiner Weise geprägt; bis zum Moment, da City und Westminster zusammenwucherten, war es nicht einmal die Residenz des Königs. Mit dem Willen zur baulichen Repräsentation verkümmerte aber auch die *Kunst* der Repräsentation. Überspitzt gesagt: Es gibt keinen englischen Ba-

rock. Nur als Haupt der reicheren Kirche ist der Monarch Bauherr einiger bedeutender Barockkirchen geworden. Die Paulskathedrale ist deren exquisitestes Beispiel. — So haben denn die englischen Städte vielfach etwas Zeitlos-Versponnenes. Obwohl moderner Verkehr sich durch ihre engen Gassen zwängt, bleiben sie in eigenartiger Weise zwischen Mittelalter und Moderne in der Schweben. Keine klaren Jahrringe der Stilepochen bezeichnen den Gang durch die Jahrhunderte. Verwunschene alte Winkel, malerische Fachwerkhäuser aus der Tudorzeit machen ihren zeitlosen Reiz aus. Und viele haben den Vorzug, im Schatten einer herrlichen normännischen oder gotischen Kathedrale zu liegen. Aber selbst diese Gotik hat wieder ihre besondere englische Ausprägung erfahren: Sie wächst über die kontinentalen Formen hinaus in eine einzigartige dekorativ-stilisierende Spätphase, in welcher sich schon die beginnende Verpuppung einstmals hochfliegender Baugedanken ankündigt, und verharret dann mit einem nur kurzen Unterbruch bis an die neugotische Schwelle unseres Jahrhunderts. Als eine Klammer, die drei Viertel eines Jahrtausends zusammenhält, bringt sie zum Ausdruck, wie sehr der Engländer dazu neigt, an Vergangenes pietätvoll anzuknüpfen, Entwicklungen nicht zu unterbrechen, Wachstum gewähren zu lassen.

Harlow

Es gibt nun allerdings auch den andern Engländer: den in die Zukunft blickenden, planenden, ordnenden. Vielleicht ist er eher die Ausnahme. Staat und Weltreich jedenfalls sind eher Früchte immer neuer Improvisationen als von Planung. Erst heute, im Stadium des Um- und Abbaus des Reichs, werden hier langfristige Lösungen an die Hand genommen. Aber es mag wohl sein, daß unter dem Einfluß der modernen Wirtschaft und der Technik die berühmte Fähigkeit der Engländer, Unvorhergesehenes zu «managen», sich sublimiert zu der Fähigkeit, Vorherzusehendes rechtzeitig und klug zu lenken. Auf dem Gebiet der Städteplanung erhielten wir diesen Eindruck in *Harlow*. Es ist dies eine der fünfzehn Städte, die im Vereinigten Königreich zur Entlastung des Londoner Eastends und großer Industriezentren geplant und gebaut werden. Das Eastend selbst, das die Deutschen 1944 weitgehend zerstörten, wird teilweise nach ähnlichen Gesichtspunkten neu geplant, wobei die Bevölkerung dieser Zone von 320 000 auf etwa 100 000 Einwohner herabgesetzt werden soll. Harlow ist unter den neuen Städten insofern eine der gelungensten, als sie nicht nur Wohnstadt, sondern auch Arbeitsstadt ist. Zahlreiche kleine und mittlere Betriebe haben sich hier in zwei geschlossenen Zonen angesiedelt, so daß nur ein Bruchteil der Bevölkerung in andern Städten Arbeit zu suchen hat. Harlow ist auf 80 000 Einwohner berechnet; heute beherbergt es bereits deren über 50 000. Es gliedert sich in vier große Stadtteile, die, durch Grünzonen

getrennt und vom Durchgangsverkehr abgesondert, ihr autonomes Leben führen. Jeder Stadtteil besitzt Läden für den täglichen Bedarf, eine Post, Kindergarten und Schulen bis zur Mittelschule sowie eine Station des Gesundheitsdienstes und eine Kirche. Das alles verbindende Stadtzentrum umfaßt Verwaltung, Hauptpost, Spital, Theater, Kinos und ein vom motorisierten Verkehr völlig freies Ladenzentrum. Die architektonisch-ästhetischen Lösungen im einzelnen vermögen den Schweizer nicht sonderlich zu begeistern — ausgenommen vielleicht bei einer der Kirchen. Die Monotonie der Zeileneinfamilienhäuser, welche die Wohnquartiere aller neueren englischen Städte seit dem 19. Jahrhundert kennzeichnet, ist auch hier nicht überwunden, höchstens mit etwas schwedischer Anregung variiert. Sodann läßt die aufgelockerte Gesamtplanung nicht den Eindruck einer selbstbewußten, vom Zusammengehörigkeitsgefühl getragenen Stadtgemeinschaft aufkommen. Aber hier täuschen wohl unsere Maßstäbe. Wie man uns berichtete, entfaltet sich sowohl in den Quartieren wie in der Gesamtstadt eine rege Zusammenarbeit in allen Fragen des sozialen Lebens. Am Beispiel einer Mittelschule sahen wir dies denn auch selbst bestätigt. Was jedoch vor allem beeindruckt, ist die Gründlichkeit und der Mut, mit welchen Probleme des Verkehrs, der Siedlung, der Industrie durchdacht und zu praktischen Lösungen geführt werden. Und hierin bestätigt der Einzelfall Harlow eine allgemeine Feststellung: Das konservative England entschließt sich zwar nur zögernd, Probleme zu lösen, welche das Industriezeitalter geschaffen hat. Dann aber geht es großzügig und konsequent vor. Und so muß man denn feststellen, daß es uns zum Beispiel in der Lösung von Fragen der Siedlungspolitik, des Landschaftsschutzes, des Schutzes historischer Gebäude weit voran ist. Bewundernswert vor allem ist die Abgewogenheit, mit der man die Bedürfnisse der Industrie in den biologischen Kräftehaushalt des ganzen Volkes einzuordnen sich bemüht.

Konservatismus

Der Zug zum Modernen steht der konservativen Grundhaltung des englischen Denkens sicher nicht gleich stark gegenüber. Es fehlt ihm etwa die Kraft, das Land in ein Wirtschaftswunder zu stürzen. Er ist eher eine Bereicherung des Konservatismus als etwa sein Gegenpol. Aber dieser Konservatismus ist eben auch nicht bloß eine enge Parteidoktrin, die im Interesse der Gesamtheit unbedingt durch komplementäre Richtungen korrigiert und ausbalanciert werden müßte. Hierin unterscheidet sich das öffentliche Leben Englands grundsätzlich von demjenigen aller kontinentalen Staaten. Sein Konservatismus zeichnet sich in seiner politischen Konzeption und deshalb auch in seiner alle Schichten erfassenden sozialen Struktur durch eine Weite aus, die ihn durchaus zu einer möglichen Gesamtbasis des Staates werden läßt. Gerade die Auffas-

sung von Sozialpolitik zeigt das: Sozialpolitik hat auch in den Augen der Konservativen durchaus nichts mit pharisäischer Wohltätigkeit zu tun. Sie ist Erfüllung eines Anspruchs, den der Bürger eines zivilisierten Staates ebenso natürlich erhebt wie den auf Ordnung, Recht und Verteidigung. — Entsprechendes ließe sich von der Labourpartei sagen. — Und nur aus diesem Grund ist ja in diesem Staat Herrschaft einer Partei möglich, ohne daß sie in Parteiherrschaft ausartet.

Daß der Zug zum Modernen sich im öffentlichen Leben Englands durchsetzt, liegt überdies im besonderen Verfassungsrecht dieses Staates begründet. Der Wille des souveränen Parlamentes ist ja Gesetz, oberstes Gesetz. Und hat sich einmal die Überzeugung von der Notwendigkeit durchgreifender gesetzgeberischer Maßnahmen auf irgend einem Gebiet des öffentlichen Interesses durchgesetzt, so kann es diese Maßnahme schnell und ohne zeitraubende verfassungsrechtliche Vorarbeit anordnen. Man vergegenwärtige sich: *Rechtlich* wäre das Parlament sogar befugt, durch einfachen Gesetzesbeschluß beispielsweise die Monarchie abzuschaffen. Die Notbremse, welche England vor solcher oder anderer umstürzlerischer Gesetzgebung zu bewahren hätte, liegt nicht in der Starrheit eines Verfassungsrechts, sondern im Wesen und Denken des Menschen.

Die City: «Rule of Law»

Damit wäre der Anlaß gegeben, den Sprung nach Westminster zu tun. Beschreiten wir den von Sir Ernest Barker empfohlenen Weg in umgekehrter Richtung! Es gehört zu den unbestreitbaren Höhepunkten eines Aufenthalts in London, Sitzungen des Ober- und Unterhauses beizuwohnen. Selbst wenn man sich von den tieferen Funktionen dieser altehrwürdigen Kammern erst allmählich präzise Vorstellungen zu bilden vermag, so fasziniert es an sich schon, einen Regierungsapparat spielen zu sehen, der seit Jahrhunderten die Weltgeschichte mitgeprägt hat. Von dem Platz, von dem aus die Pitt und Palmerston, die Gladstone, Disraeli, Churchill Männern, Völkern und Kontinenten die Stirne boten, strömt ein Fluidum aus, selbst auf ihre Epigonen. Und dann verblüfft es, wenn man in die Einzelheiten dringt, zu erkennen, wie wenig dieser Hort der modernen Demokratie in *formaler* Hinsicht demokratisch ist. Manches Dogma, das die kontinentale Staatslehre scheinbar aus dem englischen Vorbild abgeleitet hat, ist hier gar nicht verwirklicht. So gibt es zum Beispiel keine Gewaltenteilung. Die Regierung ist Bestandteil des Parlaments. Wer nicht gleichzeitig Sitz und Stimme in einer der Kammern hat, kann nicht Minister sein. Die Regierung beherrscht denn auch die Kammern in einer Weise, wie keine Regierung sonst in der westlichen Welt. Und dennoch ist parlamentarische Kontrolle da. Wo es um die Sauberkeit der Verwaltung geht, ist jeder

Abgeordnete fair genug, auch der eigenen Partei auf die Finger zu sehen. Als Abgeordneter ist er ganz der unparteiische Vertreter seines Wahlkreises und aller seiner Anliegen. In politischen Fragen wirkt die Kontrolle anders. Hier tritt die *Opposition* als *Organ* in Erscheinung: «Her Majesty's Opposition!» — Und Gewaltenteilung ist denn auch insofern da — mitten durch die Kammern gehend —, als die regierende Partei durch die oppositionelle Minderheit einer dauernden Überwachung ausgesetzt ist. Die Wachsamkeit des Volkes ist hier zur Institution geworden. Und so wird denn für die Zuschauer meist die sogenannte Fragestunde zum Hauptgenuß, wenn es die Opposition unternimmt, die verstecktesten Winkel der Regierungs- und Verwaltungstätigkeit auszu-leuchten. Es mutet dies wie ein geregeltes Turnier an, wenn die Teams von links und rechts — die Leader die Füße auf dem Tisch! — sich den Ball der Rede geschickt, schnell und witzig zuwerfen. Ein Bekannter sagte uns einmal, die berühmten Wettspiele der Public Schools und Universitäten würden im Parlament, teils von den gleichen Personen, in der Form der Rede fortgesetzt. Aber in dieser agonalen Form gelingt dem Engländer doch das Einmalige, den heute wohl gefährlichsten Feind einer freiheitlichen Staatsordnung im Zaun zu halten: die nach eigener Machtvollkommenheit strebende, unverantwortliche Bürokratie.

Verlassen wir Westminster und machen wir uns auf den Weg nach der City! Bei dieser Gelegenheit sei auch auf zwei der alltäglichsten Erlebnisse hingewiesen, obwohl sie vielleicht allbekannt sind. Das eine ist das Bild der Schlange stehenden. Überall sehen wir sie, an der Bushaltestelle, vor dem Fahrkartenschalter und der Theatergarderobe, sogar vor dem überfüllten Bäckerladen usw. Niemand drängt sich vor! Ist es Höflichkeit, von der jedermann besessen scheint? Sicher wirkt das alte Ritter- und Gentleman-Ideal nach; und doch ist es nicht einfach Höflichkeit, wie wir sie verstehen. Der junge Mann, der geduldig den dritten oder vierten Bus abwartet, ist durchaus imstande, seinen Platz dann einer älteren Dame nicht anzubieten. Der unpersönliche Rechtsanspruch des Vordermanns in einer Schlange steht offensichtlich über dem mehr persönlichen Anspruch einer Dame auf Rücksichtnahme durch das starke Geschlecht. — Das andere Bild: die Schlange von Autos vor dem Fußgängerübergang. Man weiß: der Engländer, der keinem Hund ein Haar krümmen kann, wird auch einen Zweibeiner leben lassen! Aber trotz diesem Wissen muß man sich, an schweizerische Verhältnisse gewöhnt, überwinden, den Fußgängerstreifen so mutig zu betreten wie die Einheimischen. Man darf es wagen: neun von zehn Automobilisten, Bus-Chauffeure inbegriffen, halten an, wenn man sich nur anschickt, auf eine Passage hinauszutreten. Und hat man es schließlich gelernt, so kann es einem dann nach der Rückkehr in die Schweiz etwa geschehen, daß man gleich auf dem ersten Fußgängerstreifen von einem Radfahrer angefahren wird! Der moderne Verkehr ist ein ausgezeichnetes Mittel, den Charakter eines Volkes zu testen!

Unter den durchaus komplexen Zügen des englischen Charakters ist der Rechtssinn einer der hervorstechenden. Man weiß es ja noch von der Schule her: Von der Magna Charta bis zur Bill of Rights steht der Kampf ums Recht im Mittelpunkt der englischen Geschichte. Sogar das Ringen zwischen Königtum und Adel spielte sich zeitweise in der eigenartigen Form einer Konkurrenz um das Angebot des besseren Rechts an die Untertanen ab. «Rule of Law» ist das alles Staatliche durchdringende Gebot. Wir übersetzen es viel zu farblos mit «Rechtsstaatsidee»; es bedeutet weit mehr: eine Durchwirkung des Lebens durch den Rechtsgedanken. Selbst der juristische Laie spürt dies auf Schritt und Tritt. Man betritt die City von Westen her bei den Law Courts, welche die obersten Gerichtshöfe des Landes umfassen. Das riesige neugotische Gebäude mit der kathedralenähnlichen Vorhalle bringt den sakralen Charakter des Rechts baulich zur Anschauung. Und mit den Courts beginnt dann eine eigentliche Stadt der Rechtsprechung. Sie umschließt weiter das Konkursamt, das Staatsarchiv und vor allem die vier sogenannten *Inns of Court*, mittelalterliche Anwältegilden, in denen man heute noch lebt wie in den alten Universitätscolleges von Cambridge und Oxford. Hier werden die Anwälte für ganz England und Wales ausgebildet und geprüft; von hier werden die Juristen der Krone und die Richter berufen; hier wird das Ethos des richterlichen Berufs und der juristischen Wissenschaft wie der Gral gehütet. In diesem Bezirk schlägt Englands Herz, schrieb einmal Ernest Barker. Auch architektonisch sind diese Courts mit ihren mittelalterlichen Hallen, Kirchen, Bibliotheken und Höfen etwas vom Reizvollsten, was London zu bieten hat. Wenig weiter im Osten schließt die Old Bailey, der berühmte Kriminalgerichtshof, den Bezirk der Rechtsprechung ab.

Vom hohen Ansehen des Rechts zeugt sodann die enge Verbindung zwischen der Justiz und den politischen Behörden. Einer der obersten Richter des Landes, der Lord Chancellor, ist gleichzeitig Justizminister und Präsident des Oberhauses, das ja nicht nur als Kammer, sondern auch als Appellationshof amtiert. Rangmäßig kommt der Lord Chancellor sogar vor seinem politischen Chef, dem Premierminister, unmittelbar hinter dem Erzbischof von Canterbury! — Die Richter ziehen noch wie zu Wilhelm des Eroberers Zeiten als Vollstrecker des königlichen Friedens rechtsprechend durch das Land und werden von den lokalen Autoritäten in feierlichem Gottesdienst empfangen. — Man sieht, in dieser Verbindung zwischen Justiz und Verwaltung ist nicht die Justiz der abhängige Teil, sondern die Verwaltung. Staatsordnung ist eben primär Rechtsordnung. Diese Auffassung geht durch alles hindurch. Sie zeigt sich vor allem auch darin, daß eine abgetrennte Gerichtsbarkeit von Verwaltungsbehörden nur in Ansätzen besteht. Man muß den Verhandlungen der verschiedenen Instanzen folgen, um sich davon ein Bild zu machen. Da kann man etwa feststellen, daß die niederen Magistrate Courts sogar über die Korrektheit von Steuererklärungen befinden. Das Gericht beurteilt aber nicht nur den Rechtsbruch; es bewilligt auch die Ausnahme

vom Recht. So haben in Cambridge die Cafébesitzer die Bewilligung zur Verlängerung der Polizeistunde vor Gericht einzuholen. Bußen, selbst für kleine Verkehrsvergehen, werden grundsätzlich durch die Gerichte ausgefällt. England kennt die Polizeibuße nicht; vielmehr, es kannte sie bis vor kurzem nicht. Heute hat sich eine Ausnahme durchgesetzt: Parkierungsvergehen können nun direkt durch Polizeibußen von fünf Pfund geahndet werden. Das ist ein drastischer Einbruch in bestehende Rechtsauffassungen, der mit aller Schärfe die Verkehrsmisere beleuchtet, vor die sich die Londoner gestellt sehen. Aber der Testfall Verkehr zeigt auch in diesem Falle mehr: wie nämlich ganz allgemein alte Rechtsgewohnheiten an den harten Tatsachen unseres technischen Zeitalters zerbrechen können.

Wir hatten bei den Law Courts die City betreten. Aber für Millionen enthält der Begriff «City» Vorstellungen, welche erst an Bauten jenseits der Courts anknüpfen: Fleetstreet etwa, die Straße der großen Zeitungen und Nachrichtenagenturen — Manson House, die Residenz des Lord Mayor — Bank of England — Stock Exchange! An die Börse vor allem knüpft man an; dieser einstmals größte Finanzmarkt der Welt ist zur City schlechthin geworden. So verbindet sich also «City» mit «business» eher als mit «law». Aber in dieser Gedankenverbindung liegt nur die halbe Wahrheit. Man muß die Wurzeln mitbetrachten, um dieses einzigartige Unternehmen ganz zu würdigen. Denn die Börse ist nicht nur Drehscheibe weltweiter Finanzaktionen der englischen Wirtschaft, sondern als private Korporation Ausdruck gerade eines besondern Zweigs des englischen Rechts: des *Law of Trust*. Die Gesellschaft als *Treuhänderin* der Interessen des Einzelnen — dieser Grundsatz wird so ernst genommen, daß an der Börse Abmachungen nicht schriftlich festgelegt werden. «Dictum Meum Pactum» ist die Devise des Hauses; «a man's word ist his bond!».

St. Paul's: Kirche oder Denkmal?

Auf halbem Wege zwischen den Law Courts und der Börse liegt die St.-Paulskathedrale, in ihrer strengen Majestät das bauliche Wahrzeichen der Hauptstadt. Der maßvoll protestierende Katholizismus der anglikanischen Kirche ist hier Architektur geworden. Dieses Faktum birgt Widersprüche, die auch hinter der scheinbar klassischen Ruhe des Baues in Erscheinung treten; und so fühlt man sich gedrängt, des öfters wieder anzukehren. — Der tragischen Momente sind mehrere im Schicksal dieses Bauwerks: 1666 wurde es auf verbrannter Erde aufgerichtet, nachdem das «Great Fire» den ganzen Stadtteil in Asche gelegt hatte. 1940 riß der deutsche «Blitz» die umliegenden Quartiere nieder und beschädigte auch die Kirche schwer. Makabre und doch großartige Durchblicke wurden aufgerissen, die kein englischer Baumeister zu öffnen gewagt hätte, um diesen Kirchenbau dem Volk zu zeigen. Nun liegt er den

Blicken preisgegeben, eine monumentale «Breitseite». — Lebendige Kirche oder Denkmal? Drückt diese unvermutet bloßgelegte äußere Monumentalität noch innere Kraft und Größe aus? Es ist die Frage nach den letzten Grundlagen, nach dem geistigen Sinn und Gang der Geschichte dieses Volkes, die einen längst begleitet hat und die hier nun plötzlich aufbricht. Könnte das England von heute oder morgen eine zweite derartige Feuerprobe überstehen, wie es sie im Kriegsherbste 1940 — stellvertretend für Europa — ohne Alliierte bestanden hat? und würde es auch in Zukunft noch bereit oder imstande sein, «letzten Endes den Kampf allein auszutragen», wie das Premierminister Macmillan kürzlich vom England der Vergangenheit rühmte? Vermessene Fragen, die man nicht einmal für das eigene Volk zu beantworten wagt! Und doch: In sie mündet eine Betrachtung der englischen Geschichte; in ihnen konvergieren die Sorge um die Entwicklung der heutigen Weltlage und das Bewußtsein der Rolle, welche England als die Hüterin des Maßes und der Erfahrung auch in der heutigen Weltpolitik immer noch zu spielen berufen ist. — Elemente einer Antwort zeichnen sich für den Betrachter ab. Es scheint uns symbolhaft, daß St. Paul's sich in einer Region erhebt, in welcher nur noch fünftausend Menschen wirklich wohnen, in die sich aber täglich fünfhunderttausend zu einem emsigen Tagewerk begeben. Die großen alten Kirchen stehen leer, und in den kleineren der neuen Wohnquartiere scheint das kirchliche Leben nur träge zu fließen; es mutet überall förmlich an, wo es vorwiegend öffentliche Anlässe dekoriert. Besonders groß ist die Gleichgültigkeit in den Kreisen der Arbeiter. Im Eastend etwa, um das extremste Beispiel zu nennen, kann die Anglikanische Kirche mit 100 Kirchgängern auf 20 000 Einwohner rechnen. Und auch die Freien Kirchen finden hier kaum größeren Zuspruch. Die Jagd nach den Annehmlichkeiten der Zivilisation droht die kirchlichen Kräfte zu ersticken. Diese Entwicklung setzte schon im ausgehenden 19. Jahrhundert ein; die Reaktion auf die Entbehrungen der Kriegszeit aber beschleunigt sie bedrohlich. Neben der Indifferenz ist es jedoch auch eine Art praktischer Lebensphilosophie — Erbe der Aufklärung! —, welche dem Religiösen entgegenwirkt. Aus Gesprächen erhielten wir den Eindruck, daß viele Engländer die Kirche als einen Überrest aus einer Zeit betrachten, da das Volk noch «erzogen» werden mußte. Ein Londoner Bekannter äußerte sich etwa so: Unmündige, unerzogene Völker bedürften der Religion. Deutsche und Russen müßten durch die Kirche noch zu ihrer moralischen Selbständigkeit geführt werden. Im Engländer sei jedoch der moralische Kanon so weit entwickelt, daß er selbsttätig funktioniere. Es waren Lessingsche Gedankengänge, und um so eindrücklicher, als sie hier sicher original englisch waren. Wir machten zwar innerlich unsere Vorbehalte, mußten uns aber doch eingestehen, daß Anlagen und Eigenschaften in diesem Volk vorhanden sind, die beeindruckten; und sie bilden das positive Element unserer Antwort: Der Wille zur freien, eigenständigen Lebensgestaltung und ebenso sehr der Respekt vor dem Lebensrecht

des Andern durchwirken als Grundkräfte das ganze Leben der Nation. Mit diesen verbinden sich ein Pflichtgefühl für das soziale Ganze und ein Sinn für politisches Maß, wie wir sie wohl bei keinem andern Volk finden. Dieser «public spirit» ist ein innenpolitischer Stabilisator ersten Ranges. Er hält den Kurs des Staatsschiffes sicher zwischen Skylla und Charybdis politischer Radikalismen, wie er auch — nebenbei sei es angemerkt — das philosophische Denken vor den Randsituationen des Existenzialismus bewahren hilft. Aus dieser Haltung heraus vermag es der Engländer zum Beispiel auch, die widersprüchlichen Prinzipien von Gleichheit und Auswahl in einzigartiger Weise zusammenwirken zu lassen. Schon die Schulen — und zwar nicht nur die vornehmen Public Schools — erziehen bewußt ebenso sehr zur Einordnung des Einzelnen ins übergeordnete Ganze, wie sie die individuelle Persönlichkeit fördern und zur «leadership» vorbereiten, wo sie Anlagen dazu entdecken. Was dem demokratischen Denken auf dem Kontinent widerstrebt, ist dem Engländer selbstverständliche Einsicht: daß politische und rechtliche Gleichheit mit Hierarchie der Begabung, der Leistung und der Führung wohl vereinbar ist, ja daß eine gesunde und echte Demokratie die Selektion und Förderung einer geistigen und charakterlichen Elite und die Vermeidung der Herrschaft des Mittelmaßes notwendigerweise voraussetzt. In dieser Erkenntnis wurzelt auch die gesunde Skepsis mancher Engländer gegenüber gewissen Schattenseiten des amerikanischen Lebens — eine Skepsis, die auch manchem Eidgenossen wohl anstehen würde. Sehr beeindruckte uns die Art, wie ein Bekannter im Gespräch die Stellung Englands zwischen Russen und Amerikanern abgrenzte. Es handelte sich dabei nicht etwa um die machtpolitische oder wirtschaftliche Stellung, sondern um die Bewahrung des «English way of life». Und da wurde nun gegenüber der weitgehenden Uniformität des Denkens und der politischen Intoleranz der amerikanischen Massen ein fast ebenso scharfer Trennungsstrich gezogen wie gegenüber dem Totalitarismus des russischen Regierungssystems. Hier deuteten sich Tocquevillesche Einsichten an — oder auch Befürchtungen, wie sie George Orwell in «1984» beschwört.

Positive und negative Kräfte stehen sich also gegenüber. Halten sie sich die Waage? Etwas Unscheinbares fällt entscheidend und positiv ins Gewicht: Die Art und Weise, wie der Engländer seine Pflicht tut in den kleinen Dingen des Alltags, ohne heroische oder pharisäische Gebärde, scheint eine Gewähr dafür, daß er sie auch in größeren Proben wieder erfüllen wird. Die großen Momente der englischen Geschichte, der Genius dieses eminent politischen Volkes, lassen es uns erwarten.